

Unverkäufliche Leseprobe



Clemens Tangerding
Rückkehr nach Rottendorf

Von Rechten, Linken und anderen normalen Leuten

2024. 224 S., mit 13 Abbildungen
ISBN 978-3-406-82305-3

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/37000394>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

C·H·Beck

PAPERBACK

CLEMENS TANGERDING

RÜCKKEHR NACH ROTTENDORF

Von Rechten, Linken
und anderen normalen Leuten

C.H.Beck

Mit 13 Abbildungen

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2024

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses
Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: buxdesign | München, Daniela Hofer

Umschlagabbildung: Katharina Gebauer

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 82305 3



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

INHALT

Rückkehr nach Rottendorf	7
Meine Blase und ich	17
Danger Dan in Radeberg	23
St. Georgen und der Rechtsruck	39
Mein inneres Rottendorfer Kind	53
Die Feuerwehr im Flüchtlingsheim	59
Der Kampf um den Würzburger Barbarossaplatz	69
Der Künstler und die Dietramszeller	85
Weggehen als Wert	99
Stille in der Mehrzweckhalle Neuenbürg	111
Das Würzburger Freibad als Schule des Lebens	139
Brücken über das Königsfließ und in den Erfahrungsraum	171
Ansteckungsangst in Luckenwalde	205
Dank	223
Bildnachweis	224

RÜCKKEHR NACH ROTTENDORF

Als Kind in Rottendorf bin ich überall hingegangen und habe mir alles angeschaut: Wie der Bauer einen Bolzen auf die Stirn des Schweins gesetzt und abgedrückt hat. Wie die Frauen ihre Tupper-schüsseln mit Torten zum Heimspiel auf den Sportplatz getragen haben. Wie der Pfarrer in der Osternacht durch die stockfinstere Kirche geschritten ist. Ich habe alles gesehen und überall mitgemacht: Bei der Wallfahrt nach Dettelbach Lautsprecher getragen. Bei den alten Frauen Klingelmännchen gespielt. Bei der Inventur im Edeka in der Mittagspause mehr belegte Brötchen gegessen als jeder andere.

Als Kind in Rottendorf habe ich die Dinge so gemacht wie die Rottendorfer. Morgens am Bahnhof habe ich mich wie die Erwachsenen in die Reihe gestellt und schweigend ins Gleisbett geschaut. Vor dem Hochgebet am Sonntagmorgen in St. Vitus habe ich mich hingekniet und bin nach dem «Geheimnis des Glaubens» wieder aufgestanden. Wenn die Erwachsenen im Outlet zufällig einen Bekannten trafen, beendeten sie alle Gespräche nach spätestens einer Minute mit einem aufgesetzten Lacher und liefen weiter. Das habe ich mir auch angewöhnt.

Ich lernte, dass die Erwachsenen schon wussten, was richtig ist, und wir Kinder ihnen vertrauen konnten. Mein Vertrauen war so groß, dass ich in der Montagsrunde am ersten Schultag nach den Sommerferien meine Unterhose herunterzog und allen meine Narbe zeigte, weil ich in den Ferien wegen eines Wasserbruchs operiert worden war. Und weil wir uns doch immer in der Klassensitzung unsere Verbände und Gipse zeigten.

Ich vertraute darauf, dass es richtig war, nach diesem Ereignis

8 Rückkehr nach Rottendorf

nicht mit mir zu sprechen. Trotz der vielen ausgestreckten Finger auf dem Pausenhof. Es musste seinen Sinn haben, dass ich auf dem Zeltlager der Messdiener von den Großen mit Kleidern unter die Dusche gestellt wurde. Es war sicher das Beste für mich, dass die Lehrer mit dem Kopf schüttelten und weiter unterrichteten, wenn ich einen Wutanfall bekam. In mir fühlte es sich oft schlimm an, aber das konnte nicht an den Erwachsenen in Rottendorf liegen.

Wie viele Bekannte und Freunde bin ich zehn Jahre lang nur selten nach Hause gefahren. Es fühlte sich in Rottendorf schnell eng an. Schon, wenn ich am Ortsschild und links an den Hochhäusern vorbeigefahren bin, fühlte ich mich eingeengt. Nachdem ich von der Friedhofstraße in unsere Straße eingebogen bin, zog es sich in mir zusammen. Ich kam aus Pflichtgefühl und nicht, weil ich es wollte.

Dann bekam ich die Gelegenheit, zwei Projekte zu leiten, die mich zurück aufs Land brachten. In vierzehn meist kleinen Orten in ganz Deutschland habe ich zusammen mit den Bürgerinnen und Bürgern vor Ort über die Zeit des Nationalsozialismus in ihrem Heimatort gesprochen. Wir haben Ausstellungen aufgebaut und Dokumentarfilme gedreht, Diskussionsrunden organisiert und Podcasts aufgenommen.

In den Dörfern und Kleinstädten sind mir viele Figuren wiederbegegnet, die ich aus Rottendorf kannte. Nach mehr als 30 Jahren habe ich wieder mit einem Feuerwehrmann und einem Fußballtrainer, mit einer Friseurmeisterin und einer kaufmännischen Angestellten zusammengearbeitet – und mit einem pensionierten Lehrer, der sich für mehr Umweltschutz vor Ort einsetzt. Ich habe erfahren, dass es solche Menschen auch im Osten gibt. Ich wusste es zwar, aber ich kannte sie nicht.

Vier Jahre lang wurde ich von Menschen in ganz Deutschland willkommen geheißen: im Schwarzwald und im Kraichgau, in Ostwestfalen und Ostsachsen oder auch in Egling an der Paar im Kreis Landsberg am Lech, das man nicht mit Egling im Landkreis Bad Tölz-Wolfratshausen verwechseln sollte. Ebenfalls vor vier

Jahren bin ich selbst zurück aufs Land gezogen. Wir wohnen inzwischen in Luckenwalde in Brandenburg. Meine Bekannten und Freunde kennen den Namen Luckenwalde wegen der Bauhausarchitektur, die Menschen hier in der Region wegen des Turmfests im Sommer.

Ich fühle mich nach meiner langen Reise durch die Dörfer und Kleinstädte, als würde ich in zwei verschiedenen Welten leben. Eine der Welten betrete ich, sobald ich morgens im Zug einen Platz gefunden habe, mein Handy einschalte und mir Kurzvideos aus Talkshows oder Bundestagsdebatten ansehe. Wenn ich Überschriften von Zeitungsbeiträgen über Antisemitismus auf der Documenta oder im Hörsaal lese und manchmal sogar die Artikel dazu. Wenn ich vor einer Bühne stehe und den Reden der Bürgermeisterin und des Landtagsabgeordneten zuhöre. Wenn ich auf Facebook sehe, wie ein Bekannter, der nicht mal seine Geburtstagsglückwünsche auf der Plattform beantwortet, die Petition zu einem AfD-Verbot weiterleitet. Wenn in der Eltern-WhatsApp-Gruppe eine Mutter schreibt: «Ich weiß, es gehört wahrscheinlich nicht hierher. Aber das hier ist echt wichtig!!!», und dann einen Aufruf zu einer Demonstration für Klimaschutz teilt.

Manchmal wird unsere Terrasse Teil dieser Welt. Wenn uns Freund*innen und Bekannte aus der Stadt in unserem neuen Zuhause in Brandenburg besuchen. Dann sitzen wir zusammen und sehen der Sonne dabei zu, wie sie hinter dem Haus von Raik verschwindet, der uns im Frühjahr immer Tomatensetzlinge schenkt. Wenn es am Himmel und in den Häusern dunkel geworden ist, wir zu viel geraucht und getrunken haben und jemand dann mit leiser Stimme fragt, ob in unserer Nachbarschaft eigentlich auch Rechte leben würden.

Die andere Welt ist belebt von Menschen, die sich in irgendeiner Art und Weise in ihrem Viertel oder Dorf engagieren. Ich bin in diese Erfahrungswelt eingetaucht, wenn ich aufs Land gefahren bin. Aber es gibt sie auch in den Städten. Ich denke an den linken Projektleiter, der ausnahmslos alle Alten in seiner Kleinstadt befragt, wenn sie als Zeitzeugen dienen können. An den von der

AfD mitgewählten Bürgermeister, der nach einer Veranstaltung die Tafel anruft, damit sie das übriggebliebene Essen vom Buffet abholen. An den Mann mit den kritischen Ansichten zu Flüchtlingen, mit dem ich zusammen Ausstellungstafeln anbringe.

Die erste Welt kann ich so schnell verlassen, wie ich sie betreten habe. Ich muss nur das Telefon weglegen, den Rechner zuklappen oder mich verabschieden und ins Bett gehen. Die zweite Welt betrete ich, indem ich in Orte fahre und mit Menschen zusammen treffe. Dann sitzen wir um einen Tisch, stehen in einer Tischlerei, laufen im Getränkemarkt mit schweren Kisten zur Kasse und erinnern uns im Auto noch einmal daran, dass wir die Rechnung aufbewahren müssen. Wir wollen ja das Geld zurückbekommen. In der zweiten Welt kann ich erst gehen, wenn die Arbeit getan ist.

Einige Bekannte und Freunde von mir leben mal in der einen, mal in der anderen Welt. Sie debattieren gerne, und sie setzen sich für irgendeine Sache ein. Aber die meisten Menschen, die ich kenne, halten sich meistens in der einen und nur selten in der anderen Welt auf. Das muss schon aus zeitlichen Gründen so sein. Der Journalist, den ich aus Würzburg kenne und der 40 Stunden lang pro Woche Texte über Klimapolitik recherchiert und schreibt, kann nicht auch noch mit Kindern Bäume pflanzen und Waldwanderwege einrichten wie mein Bruder, der Förster ist und für einen Naturschutzbund arbeitet. Die Politikerin von den Linken, die sich von morgens bis abends im Landtag für eine bessere Migrationspolitik einsetzt, kann nicht auch noch als Lehrerin mit Schülerinnen und Schülern Flüchtlingsunterkünfte besuchen. Die meisten leben in der einen Welt und besuchen die andere Welt in ihrer Freizeit.

Als Junge in Rottendorf habe ich in einer ganz bestimmten Situation den Übergang von der einen in die andere Welt deutlich gespürt. Es geschah an einem Sonntagmorgen. Am Ende jeder Messe sprach der Priester den Segensgruß. Danach setzte die Orgel ein, und wir Messdiener liefen von unseren Hockern zum Altar. Wenn wir uns aufgereiht hatten, trat der Pfarrer in unsere Mitte. Auf sein Zeichen hin machten wir die Kniebeuge und liefen

in Zweierreihen in die Sakristei zurück. Der Priester verließ die Kirche als letzter. Obwohl wir eine ganze Stunde lang nicht gesprochen hatten, schwiegen wir beim Umziehen. Es dauerte ein paar Minuten, bis wieder jemand anfing zu sprechen. Ich selbst hatte immer eine Meinung zu allem und jedem, aber ich war nach der Messe noch ganz beherrscht vom Schweigen. Meistens redeten wir erst wieder wie immer, wenn wir vor der Sakristei standen. An diesen Moment erinnere ich mich noch genau. Ich war wieder draußen in meiner Welt. Ich konnte wieder laut sein, alte Leute im Gottesdienst nachhelfen und Fußballkarten austauschen. Wenn ich nur in der Bank gesessen und nicht ministriert hatte, spürte ich den Übergang weniger deutlich. Aber auch jetzt dauerte es einige Augenblicke, bis ich reden konnte. Zaghafte begannen auch die anderen Rottendorfer, wieder miteinander zu sprechen. Jeder Schritt gab mir meine normale Haltung zurück. In der Straße unterhalb der Kirche gab es damals noch einen Zeitschriftenladen. Die kurzen Blicke auf die Magazine für Erwachsene beschleunigten den Wiedereintritt in meine eigene Welt.

Die Kirche von St. Vitus in Rottendorf ist kein Raum für Debatten. Aber auch wenn ich eine Konferenz zum Thema Demokratieförderung besuche und auch wenn ich einen Geisteswissenschaftler oder eine Soziologin zur Spaltung unserer Gesellschaft auf meinem Handy sprechen höre, dann spüre ich, wie mich eine eigene Welt umgibt. Wie man sich in dieser Welt ausdrückt, wie man sich einander vorstellt und wie man sich bewegt, ist anders als die Art, wie sich die Bewohner der anderen Welt verhalten. Ich lese und höre meistens etwas, das mich beschäftigt. Doch sobald ich die Tagung verlasse und zum Auto laufe oder im Zug das Handy in die Hosentasche stecke, um auszusteigen, habe ich das Gefühl: Jetzt betrete ich wieder meine eigene Welt. Wie damals vor der Kirche in Rottendorf erlebe ich immer noch einen Übergang. Noch ein paar Minuten, und ich bin wieder ganz ich selbst.

Ich bin Historiker und als solcher Bewohner des Debattenplaneten. Auf diesem Planeten hatte ich meinen Platz gefunden und habe ihn 15 Jahre lang nicht mehr verlassen. Vor vier Jahren habe

ich mich aufgemacht, um wieder in die Welt einzutauchen, aus der ich komme. Dort bin ich Menschen begegnet, die nicht mit Analysen und Prognosen, mit Schreiben und Reden ihr Geld verdienen, sondern dadurch, dass sie irgendetwas sehr Konkretes tun.

Diese Welt habe ich ganz anders erlebt als die Debattenwelt. Die Menschen, mit denen ich zusammengearbeitet habe, waren in der Lage, die schwierigsten Situationen zu meistern. Sie haben einen Umgang mit dem Ehrenmal in ihrer Gemeinde gefunden, das als Pilgerstätte von Rechtsextremen genutzt wird. Sie haben die Namen von NSDAP-Mitgliedern alteingesessener Familien aus dem Ort in einem Dokumentarfilm veröffentlicht und dafür die Zustimmung der Nachfahren erhalten. Sie haben die Lebensgeschichten von Euthanasieopfern, Zwangssterilisierten und von sogenannten Schwerkriminellen in einer Ausstellung dargestellt, obwohl die Unterstützung für diese Betroffenen in ihren eigenen Familien in der NS-Zeit oft sehr gering ausfiel. Die Menschen, denen ich begegnet bin, haben es geschafft, Gruppenmitglieder mit den unterschiedlichsten Haltungen zu einer gemeinsamen Lösung zu bewegen. Auch AfD-Wähler waren unter ihnen. Solche Aushandlungs- und Einigungsprozesse wie in unseren Projekten habe ich in der Debattenwelt so gut wie nie erlebt.

Selbst auf unserer Terrasse merke ich oft, wie sich die Sprache ändert, wenn wir über Migration oder über den Klimaschutz diskutieren. Manche von uns werden stiller, andere lauter als vorher. Die Art, wie wir miteinander sprechen, ändert sich. Meine Freunde und Bekannten sind allesamt gute Zuhörer. Wer über persönliche Probleme bei der Arbeit, in der Beziehung oder mit den Kindern spricht, der wird gefragt, dem wird Zeit gegeben. Sobald wir über Rechtsradikalismus debattieren oder über Energiepolitik, fängt die Uhr an zu ticken. Wir beginnen, um Redezeit zu feilschen. Wir schaffen es kaum noch zuzuhören, weil wir selbst dringend sprechen müssen. An diesen Diskussionen beteiligen sich am Anfang fast alle, am Ende bleiben nur noch die Hitzköpfe übrig. Die anderen sitzen daneben und hören zu oder stehen auf.

In keiner einzigen dieser Terrassendiskussionen haben wir uns am Ende auf irgendetwas geeinigt. Wir haben nicht mal reflektiert, dass wir uns im Gegensatz zu den meisten, über die wir reden, gar nicht einigen müssen. Wenn wir über Migration debattieren und sich die Argumente irgendwann im Kreise drehen, können wir einfach das Thema wechseln, noch mehr trinken oder ins Bett gehen. Die meisten Personen, die mit Migrant*innen zu tun haben, müssen sitzenbleiben und sprechen, bis sie eine konkrete Lösung gefunden haben.

Ich beobachte an mir, dass ich selten motiviert bin, etwas zu tun, wenn ich auf der Fahrt im Zug eine Talkshow sehe, wenn ich einen politischen Podcast höre oder wenn ich mit Kolleg*innen über den richtigen Umgang mit der AfD gesprochen habe. Ich denke noch eine Weile lang über die griffigsten Aussagen nach. Aber meine Gedanken verfolgen kein Ziel. Ich ver falle ins Grübeln. Damit lasse ich genau das zu, wovon Therapeuten immer warnen: «Hören Sie auf zu grübeln. Ständiges Grübeln bringt Sie nicht weiter!» Aber es ist so schwer, es nicht mehr zu tun.

Diese Selbstbeschäftigung hat mir lange den Blick auf die Wirklichkeit verstellt. Ich habe gar nicht mehr gemerkt, dass die Debatten mich mehr prägen als das, was ich in meinem Alltag erfahre. Es hat eine Weile gedauert, bis ich festgestellt habe: Wir debattieren über den Umgang mit der AfD, während AfD-Wähler jeden Tag unsere Kinder erziehen und unterrichten, an der Supermarktkasse sitzen und unsere Großeltern im Krankenhaus pflegen. Sehr oft muss ich ganz selbstverständlich mit ihnen zusammenarbeiten, ohne dass ich es überhaupt merke.

Gegen diese Erkenntnis habe ich mich eine Zeitlang gewehrt. Ich wollte selbst bestimmen, mit wem ich mich abgebe und mit wem ich nichts zu tun haben möchte. Insgeheim habe ich mir gewünscht, dass die Welt ist wie in den Debatten und wie in meinen Grübeleien. Die Einsicht, dass in meinem Umfeld Menschen jeglicher politischer Überzeugung miteinander reden, feiern und arbeiten, habe ich gefürchtet wie der Teufel das Weihwasser. Ich wollte nicht die Kontrolle verlieren. Inzwischen habe ich verstan-

den, dass nichts besser wird, wenn ich mich weiterhin gegen diese einfache Tatsache wehre. Es bringt nichts, vor der Wirklichkeit in Debattenräume zu flüchten, nur weil ich mich dort sicherer fühle. Ich muss die Realität anerkennen. Seit mir das besser gelingt und ich mich mehr für die Welt außerhalb der Debattenwirklichkeit interessiere, entdecke ich viel Gutes. Ich fühle mich motiviert, weil ich sehe, was ich selbst tun kann. Aber ich weiß, man muss sich realistische Ziele setzen. Sonst erreicht man nichts als den Punkt, an dem die Krankenkasse die Therapiesitzungen nicht mehr bezahlt. Dann war es das mit dem Weg aus der Krise.

Ich möchte zeigen, warum die Debattenräume, in denen wir uns bewegen, Einigungen häufig eher verhindern als sie zu befördern. Ich will anhand eines Ortes zeigen, was passiert, wenn die Debatte sich so stark ausbreitet, dass die eingeübten Aushandlungsprozesse nicht mehr möglich sind. Dietramszell in Oberbayern war der einzige von vierzehn Orten, in denen wir unser Projekt nicht zu Ende bringen konnten. Scheinbar die ganze Welt hatte sich 2013 über das Dorf lustig gemacht, weil sich der Gemeinderat in diesem Jahr gegen eine Distanzierung von der Ehrenbürgerschaft Adolf Hitlers ausgesprochen hatte. Die Darstellung in den Medien hat Dietramszell vollkommen in den Bann geschlagen. Aushandlungsprozesse im Ort selbst kamen gegen die Wucht der Debatte nicht mehr an. Auch zehn Jahre danach konnten wir keine Gruppe zusammenstellen, um uns mit der NS-Zeit zu beschäftigen. Scham und Wut müssen noch weiter abklingen.

Kurz vor dem Ende meiner Projekte musste ich mir überlegen, ob ich meine Reise verlängern wollte oder nicht. Ich war viel unterwegs gewesen, weg von zuhause. Die Arbeit war anstrengend. Aber die Begegnungen mit den Menschen überall in Deutschland erfüllten mich. Ich hatte das Gefühl, etwas Sinnvolles zu tun. Während ich überlegte, erkundigte ich mich, welche Stiftungen oder Ministerien Projekte wie unsere fördern würden. Bei den Telefonaten und Recherchen begegnete mir immer wieder ein politisches Ziel: die Stärkung der Demokratie im ländlichen Raum. Wenn ich meine Ideen vorstellte, bekam ich oft zu hören,

**Clemens Tangerding
zurück in Rottendorf**

ich wäre am besten im Bereich der Demokratieförderung auf dem Land aufgehoben. Bundesministerien, Landesbehörden, öffentliche und private Stiftungen sind der Ansicht, dass demokratische Strukturen und ein demokratisches Miteinander in den ländlichen Räumen besonders gefördert werden müssten. Ich dachte darüber nach und setzte mir eine Frist für meine Entscheidung.

Genau in der Zeit, in der ich einen Beschluss fassen musste, fuhr ich eines Tages mit einem Transporter nach Rottendorf. Ich musste Ausstellungstelen nach München und eine Ausstellungsbox nach Luckenwalde transportieren. Für die Ausstellungsbox hatte eine Schneiderin in unserer Rottendorfer Nachbarschaft einen Überwurf genäht. Sie hatte so etwas noch nie gemacht, also bauten wir die Box in ihrem Vorgarten auf. Sie musste genau verstehen, was zu tun war. Die Holzkonstruktion hatte ich an den Tagen vorher mit meinem iranischen Freund Navab in unserem

Garten in Luckenwalde zusammengebaut. Jetzt lud ich sie mit einem Nachbarn ein, dessen Frau jede Woche die Mülltonnen meiner Mutter rausstellt. Als ich mich vor dem Haus meiner Mutter an die Laderampe stellte, um die Ausstellungsmöbel einzuladen, kam der Nachbar aus der Tür und packte mit an. Nach etwa einer Stunde waren wir fertig. Meine Mutter packte mir Stullen ein und ein paar Kuchenstücke, die eine Freundin aus der Nachbarschaft vorbeigebracht hatte. Ich verließ Rottendorf und machte mich auf den Weg nach München. Wer auch immer demokratische Strukturen auf dem Land stärken möchte, dem sei gesagt: Die Ecke Tannenstraße und Carl-Schnabel-Straße in Rottendorf ist ausreichend demokratisiert.

Auf der Fahrt führte ich wieder ein Gespräch mit einem möglichen Geldgeber. Ich erklärte ihm meine Ideen und er verwies mich an einen Kollegen. Er fragte, ob ich etwas zu schreiben hätte. Ich zögerte kurz und dachte mir: Genau das ist es. Ich habe etwas zu schreiben.

Ich möchte meine Leser und Leserinnen einladen, mit mir aufs Land zu fahren: in die Turnhalle nach Neuenbürg und zum Rathaus von St. Georgen, auf den Tönsberg von Oerlinghausen und auf den Barbarossaplatz von Würzburg, zur Feuerwache von Dietramszell – und natürlich nach Rottendorf. Ich möchte meine Eindrücke aus beiden Welten schildern. Ich möchte erklären, warum in der Erfahrungswelt Einigungen so wichtig sind und im Debattenraum Standpunkte. Ich möchte uns allen empfehlen, die Lautstärke der Debatte ab und zu herunterzudrehen. Und zurückzukehren an die Orte, wo die leiseren Töne der persönlichen Erfahrungen stattfinden: in unsere Straße, unser Viertel, auf unsere Arbeitsstelle, in unseren Verein und in unser Wohnzimmer.

MEINE BLASE UND ICH

Wie so viele von uns komme ich vom Dorf, bin zum Studium in die Stadt gezogen und wohne nun wieder auf dem Land. Natürlich bin ich nicht zurück in meine Heimat gezogen, sondern habe zusammen mit meiner Freundin ein bezahlbares Haus in der Nähe der Stadt gekauft, in der wir lange gelebt haben: Berlin. Sie ist meine Freundin und nicht meine Frau, weil wir immer noch am grundsätzlichen Sinn der Eheschließung zweifeln. Wir sind beide 47 Jahre alt und in der Kulturbranche tätig. Meine Freundin arbeitet als Fotoredakteurin beim Öffentlich-Rechtlichen Rundfunk, ich als freiberuflicher Historiker. Seit etwa zehn Jahren antworte ich auf die Frage, ob man denn davon leben könne, auf die immergleiche Weise: Am Anfang musste ich davon leben, inzwischen kann ich davon leben.

Viele von uns sind Geistes- oder Sozialwissenschaftler, Gestalter und Architekten, Schauspieler und Coaches. Gottlob sind auch einige Lehrer, Ärzte, Ingenieure, Therapeuten und Anwälte unter uns, sodass wir Tilgungen und Unterhaltszahlungen in der Regel pünktlich zahlen können. Richtig verschuldet ist im engeren Freundeskreis niemand, es kann aber schon mal eng werden.

Unser Bekanntenkreis teilt sich etwa zur Hälfte in Normalfamilien und in Patchworkfamilien auf. Wir wissen aber, dass der Begriff «normal» hier fehl am Platz und Patchwork inzwischen völlig normal ist.

Wie fast alle aus unserem Freundeskreis haben wir eine problematische Beziehung zu mindestens einem Elternteil und einem unserer Geschwister und zu unserem Partner, sind aber aufgrund unserer Therapie auf dem Weg zu mehr Gelassenheit. Selbstverständlich kennen wir den Unterschied zwischen einer tiefenpsychologisch fundierten Therapie und einer Verhaltenstherapie und

haben mit unseren besten Freunden lange darüber gesprochen, welche Therapieform in dieser Phase unseres Lebens die beste wäre. Der Satz, den unsere Freunde dabei am häufigsten benutzt haben: «Das Wichtigste ist, dass es sich für dich gut anfühlt.» Wir wissen seit unserer Therapie auch, dass unser Partner eigentlich viel dringender als wir selbst eine therapeutische Behandlung bräuchte. Noch möchte er das nicht, aber wir gehen ja jetzt gelassen damit um. Wir tragen die Hoffnung in uns, dass er es eines Tages versteht. Unsere Therapeutin und unsere beste Freundin erinnern uns regelmäßig daran: Es muss von ihm selbst ausgehen..

Wenn wir im Freundeskreis über Erziehung sprechen, dann betonen wir, dass wir die Bedürfnisse unserer Kinder mehr beachten müssen. Wir schenken uns bedürfnisorientierte Ratgeber zu Weihnachten. Aber wenn wir mit unserem Partner und den Kindern allein sind, darf es gerne auch mal streng sein. Unsere Zündschnur ist spätestens seit den Lockdowns so kurz, dass uns für lange Auseinandersetzungen die Geduld fehlt.

Wir haben uns während der Corona-Pandemie an die Regeln gehalten. Wir haben Masken getragen und uns impfen lassen. Wir haben uns ständig getestet und bis Ende 2021 den Beipackzettel in den Papiermüll geworfen, bevor wir den Rest im Gelben Sack entsorgt haben. Ab Anfang 2022 kam alles in den Restmüll. Wir haben uns an die Quarantäne-Regeln gehalten und sind zuhause geblieben, wenn unser Testergebnis positiv ausfiel. Wirklich nur ein einziges Mal sind wir trotz Corona-Erkrankung in die Bahn gestiegen. Aber das Yoga-Retreat an der Ostsee war nun einmal schon lange gebucht, und bei einer so kurzfristigen Absage hätte es keine Erstattung gegeben.

Wir haben uns zu Beginn der Pandemie in der WhatsApp-Gruppe angemeldet, die von den Elternvertretern in der Schule unserer Kinder gegründet wurde, sind aber schon lange genervt von den vielen unnützen Nachrichten und besonders von den Corona-Test-Fotos mit der Bildunterschrift «Jetzt hat es uns auch erwischt!!!». Wir haben während der Pandemie Emojis zuerst lieben und dann hassen gelernt.

Es gab einige in unserem Freundeskreis, die sich den Querdenkern angeschlossen haben und ständig Artikel von irgendwelchen abseitigen Blogs auf Facebook gepostet haben. Wir haben versucht, diese Freunde zu meiden, weil es einfach zu viel wurde. Inzwischen hat sich unser Verhältnis zu ihnen zwar wieder gebessert, aber es nicht mehr so wie vorher. Mit Nachrichten, die darauf hinweisen, dass sie in einigen Punkten vielleicht recht hatten, können wir nicht umgehen.

Wir haben während der Corona-Jahre auch daran gedacht, endlich unser Auto loszuwerden. Einige von uns haben die Familienkutsche tatsächlich verkauft und die Einnahmen in den Ausbau der Gartenlaube gesteckt. Andere haben ihr Auto behalten, betonen aber immer wieder, dass es die meiste Zeit herumsteht. Ein Elektroauto hat sich niemand von uns angeschafft. Die sind einfach viel zu teuer, und es gibt keine Elektroautos als Kombi.

2023 sind wir in den Urlaub geflogen. Nach all den Sommerurlaube in einem deutschen Mittelgebirge oder bei den eigenen Eltern mussten wir alle raus, andere Sprachen hören und anderes Essen bekommen. Vor allem hatten wir von den Mittagspausen auf einem Aldi-Parkplatz genug. Nachdem wir die Flüge gebucht hatten, haben wir in Gesprächen mit anderen Eltern auf dem Sommerfest betont, dass wir mit unserem Partner lange darüber diskutiert haben, ob wir tatsächlich fliegen sollten und welches Signal das an unsere Kinder sendet.

Meine Freunde und ich kommen zu einem überwiegenden Teil aus der deutschen Provinz. Wenn wir auf unseren Geburtsort angesprochen werden, nennen wir das Dorf nicht, in dem wir groß geworden sind, sondern die Stadt, die in der Nähe liegt. Wir kommen nicht aus Ochsenfurt, sondern aus «in der Nähe von Würzburg», nicht aus Willebadessen, sondern aus «zwischen Paderborn und Göttingen, aber noch in Nordrhein-Westfalen», nicht aus Markt Schwaben, sondern «aus dem Großraum München». Wir kommen schon gar nicht «aus Pirna», weil wir die ewiggleiche Frage nach den vielen Rechtsextremen nicht mehr hören können, wir kommen «aus der Sächsischen Schweiz». Nur

diejenigen von uns, die zuhause geblieben sind, nennen bei ihrer Vorstellung den Namen ihres Dorfes. Denn zuhause kennt man Ochsenfurt, Willebadessen und Markt Schwaben natürlich. Ich komme aus Rottendorf.

Wir gendern, sind aber nicht streng dabei. Es ist uns sofort aufgefallen, dass in diesem Buch offenbar nur ab und zu gegendert wird.

Wer uns auf einer Party erzählt, dass er bis zur Rente in seiner Firma und bis zum Ende bei seiner Frau bleiben möchte, würden wir ihn loben, aber innerlich Mitleid empfinden. Denn wir haben verstanden, dass unser Job und noch mehr unsere Beziehung Teil eines Prozesses sind, den wir jetzt noch gar nicht überblicken können. Wer etwas für immer tun möchte, der hat nie richtig gelernt, auf seine Bedürfnisse zu achten.

Wenn wir im Freundeskreis zusammensitzen, kommen wir inzwischen häufig auf die AfD und ihre hohen Umfragewerte zu sprechen. In vielen Gesprächen äußern meine Freundinnen und Freunde die Sorge, die AfD könne 2024 bei den Landtagswahlen in Thüringen und Sachsen so viele Stimmen bekommen, dass sie Teil der Landesregierung wird. Interessanterweise nennen meine Freunde meistens nur Sachsen und Thüringen als Bundesländer mit möglicher AfD-Regierung. Brandenburg ist dagegen in den Gesprächen deutlich weniger präsent, auch wenn die AfD in den Umfragen auch dort deutlich vor allen anderen Parteien liegt. Da wir Brandenburg etwas kennen, schauen wir entsetzt vor allem nach Thüringen und Sachsen.

Das Szenario, das viele meiner Freunde teilen, lässt sich so zusammenfassen: Die AfD könnte das gesamte politische System umstürzen. Die Landesregierungen mit AfD-Beteiligung könnten ihre rassistische Ideologie in die Tat umsetzen und Geflüchtete entrechten und vertreiben. Sie könnten die Kulturbranche infiltrieren, indem sie zentrale Stellen wie Intendanten und Geschäftsführungspositionen mit eigenen Leuten besetzen. Die AfD-Regierungen könnten unliebsame Richter und Staatsanwälte entlassen und durch parteikonforme Kader ersetzen. Liberale Menschen

wie wir müssten in einem Klima der Angst leben und uns vor Verfolgung durch die Schergen der Partei fürchten.

Diese Prognosen meiner Freunde und Bekannten hören sich für mich so an, als würden wir in einen neuen Nationalsozialismus hineinschlittern. Als stünden wir kurz vor einem neuen 1933, als wäre die AfD eine neue NSDAP. Dieses düstere Szenario wird inzwischen wöchentlich von Journalistinnen, Politikern, Podcastern und Intellektuellen wiederholt.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de